

Gehört wird –  
Homiletische und liturgische Gesichtspunkte  
für eine Reform der Lese- und Predigtperikopen

Alexander Deeg

1. „Kein Anteil an der kommenden Welt ...“ – oder: Die Bedeutung der Diskussion um die Perikopen

Die Frage danach, was wir eigentlich lesen, ist keine Randfrage. Das wusste man bereits im rabbinischen Judentum, wo in Mischna Sanhedrin, Kapitel 10, 1b erörtert wird, wer Anteil habe an der kommenden Welt und wer nicht. Keinen Anteil an der kommenden Welt haben demnach diejenigen, die meinen, es gebe gemäß der Tora keine Auferstehung der Toten, die Tora sei nicht vom Himmel – und Rabbi Akiba meint, auch diejenigen hätten keinen Anteil an der kommenden Welt, die die falschen Bücher lesen (*ba-gore bisfarim ba-chizonim* [בספרים החיצונים]).<sup>1</sup>

Die Frage danach, was wir eigentlich lesen, ist keine Randfrage. Das gilt mit Sicherheit auch für die Perikopen, die bei uns im Gottesdienst gelesen oder zu denen gepredigt wird. Besonders Peter C. Bloth hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht. Es geht bei der Frage nach den Perikopen, so Bloth, um nicht weniger als um den „usus scripturae, mittels dessen die Christenheit [...] ihr ‚publice docere‘ (CA XIV) und damit ihre ‚praedicatio verbi Dei‘ [...] wahrnimmt.“<sup>2</sup> Somit zeige der Gottesdienst, so Bloth weiter, „öffentlich, wie es in der Christenheit um die Bibel bestellt ist. [...] Benutzt die Christenheit ihre Bibel vorwiegend als Antwortreservoir, als Problemlösungspotential für allfällig gestellte oder nicht gestellte moderne Fragen oder steht sie [...] ‚unter dem

<sup>1</sup> Gemeint sind im Duktus von mSan 10,1b die außerkanonischen Schriften des sich entwickelnden und zur Zeit Rabbi Akibas abschließenden Schriftenkanons.

<sup>2</sup> Peter C. Bloth, Die Perikopen, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber/Michael Meyer-Blanck/Karl-Heinrich Bieritz (Hg.), Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche, Göttingen 2003, 720–730, 720. Vgl. auch Gottfried Voigt, Christuspredigt – „mancherlweise“. Zur Perikopenordnung der VELKD, in: ders., Botschafter des Christus. Beiträge zur Predigtlehre, Berlin 1962, 113–126, 113: „Denn hier, bei der Predigt des Wortes Gottes, stehen wir im Zentrum der uns aufgetragenen Sache. Wird die Kirche an dieser Stelle nicht immer wieder neu und lebendig, dann wird sie es überhaupt nicht.“

Wort?“<sup>3</sup> Zur Illustration einer Kirche unter dem Wort verweist Bloth auf das Beispiel der Bekennenden Kirche im Dritten Reich.

Die Frage danach, was wir eigentlich lesen, ist keine Randfrage. Sie hat wenigstens insofern Bekenntnisstatus, als von ihr in den Bekenntnisschriften, konkret: in der *Confessio Augustana* geredet wird. In CA XXVI („*De discrimine ciborum*“) heißt es, dass bei uns, also bei den Evangelischen, zahlreiche überkommene Traditionen oder Zeremonien gehalten werden, wie z.B. die Ordnung der Lesungen in der Messe („*servantur tamen apud nos pleraeque traditiones, ut ordo lectionum in missa [...]*“<sup>4</sup>). Melancthon schließt sich also ganz explizit an die Tradition der Leseordnung an, wie auch Luther es tat – wenngleich teilweise mit Zähneknirschen, vor allem, was die alten Episteln angeht. – Hans Asmussen urteilte in seinem Buch zum Kirchenjahr aus den bedrängten Zeiten des Kirchenkampfes (erste Auflage 1936; zweite Auflage 1937) noch deutlicher und meinte, das Perikopensystem der Kirche sei durchaus als eine Art „Bekenntnisentscheidung“ der Kirche zu verstehen. Man könne in ihm das Wirken des Heiligen Geistes sehen, weswegen jede Veränderung letztlich den „*status confessionis*“ tangiere.<sup>5</sup>

Die Frage danach, was wir eigentlich lesen, ist keine Randfrage. Das ist auch meine persönliche Überzeugung, die sich in den vergangenen Jahren entwickelt hat durch die Arbeit an dem Buch „*Der Gottesdienst im christlich-jüdischen Dialog*“ sowie durch die Mitwirkung bei einer Arbeitsgruppe der KLAKE (Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden), die die Aufgabe hatte, eine neue, den Erkenntnissen des christlich-jüdischen Gesprächs Rechnung tragende, Perikopenordnung zu erarbeiten.

Die Frage danach, was wir eigentlich lesen, ist zentral, und damit gehört die Frage nach einer möglichen Perikopenrevision vielleicht zu den schwierigsten im gegenwärtigen Protestantismus. Warum? Weil so viel zusammenhängt und ineinandergreift! „Sag’ mir, wie du die Perikopen verändern möchtest, und ich sage dir, was für ein Gottesdienstverständnis du hast, was für ein Bibelverständnis du hast, welches Gottesbild bei dir dominiert, wie du Glaube und gegenwärtige Welterfahrung verbindest.“ Alles dies hängt zusammen – und das macht die Diskussion um die Perikopen seit mindestens 200 Jahren, aber vielleicht schon seit

---

<sup>3</sup> Bloth, aaO (Anm. 2), 729.

<sup>4</sup> CA XXVI, BSLK 106; die deutsche Übersetzung hat bezeichnenderweise nur „Ordnung der Messe“.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Asmussen, *Das Kirchenjahr. Gottesdienstlehre*, Bd. 2, München 1937.

der Reformation oder wenigstens seit dem großen Streit um die Bedeutung der Perikopenbindung der evangelischen Predigt in der Hochzeit der lutherischen bzw. reformierten Orthodoxie so schwierig, aber auch so wichtig. Unterschiedliche Verständnisse von dem, was Gottesdienst ‚eigentlich‘ ist oder sein könnte, von dem, was die Bibel bedeutet, prallen aufeinander. Es gibt ein Gewirr unterschiedlicher Ansätze und Argumentationen. Daher versuche ich in einem nächsten Schritt, ein wenig zu entwirren, indem ich vier Aspekte unterscheide, die m.E. bei der Perikopendiskussion aus praktisch-theologischer Perspektive thematisch werden müssen. Abschließend zeige ich dann auf, in welche Richtung Entscheidungen m.E. fallen könnten.

Eine Vorbemerkung noch – eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Praktische Theologie wird sich in ihrer Urteilsbildung niemals zu schnell einem *einzigsten* dominierenden Gedanken unterordnen und diesen dann in die Praxis umsetzen. Anders formuliert: Auch in der Perikopendiskussion kann es keine einseitige Deduktion geben. Diese läge etwa dort vor, wo eine historische, exegetische, bibelhermeneutische oder kanontheologische Begründungsfigur zum alleinigen Ausgangspunkt gemacht und daraus ein Perikopenmodell abgeleitet würde. Ansgar Franz schreibt: „Liturgie als Kommunikationsakt kann nicht einfach ‚eins zu eins‘ bibeltheologische Überlegungen umsetzen, sondern die spezifischen Verstehensmöglichkeiten und Lesemodalitäten der feiernden Gemeinde müssen ebenso bedacht werden wie der neue, nun eben nicht mehr bibelkanonisch definierte Kontext aus Riten, Gesängen und Gebeten.“<sup>6</sup>

## *2. Perikopenmodelle und Gottesdienst-/Predigtverständnis – oder: vier grundlegende Aspekte in einer komplexen Diskussion*

### *2.1 Der fundamentalliturgische Aspekt – oder: Fremdheit und Verstehbarkeit*

Als Alfred Lorenzer 1981 seine heftige Kritik an den liturgischen Reformen in der katholischen Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil artikulierte, sprach er von einer „Zerstörung“ bzw. „Vernichtung der Sinnlichkeit“.<sup>7</sup> Es sei zu einer Verschiebung gekommen „weg vom Sinn-

<sup>6</sup> Ansgar Franz, *Das Alte Testament und die gottesdienstlichen Lesungen. Zur Diskussion um die Reform christlicher Lektionare*, in: Alexander Deeg/Irene Mildenerger (Hg.), ... dass er euch auch erwählt hat. Liturgie feiern im Horizont des Judentums, Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 16, Leipzig 2006, 227–257, 255f.

<sup>7</sup> Vgl. Alfred Lorenzer, *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Frankfurt/M. 1988 [zuerst 1981], 137.

lich-Präsentativen des alten Kults hin zur Intellektualität des Worts“.<sup>8</sup> Man habe jene alte, überkommene Symbolwelt in die Fänge der intellektuellen Nachvollziehbarkeit, der Verstehbarkeit gepresst und damit genau das eliminiert, was den Kult eigentlich ausmache. „[...] die Reform hat das Kunstwerk ‚Ritual‘ von Grund auf zerschlagen und dadurch die Liturgie voll ideologisiert: als Lehrveranstaltung mit didaktisch eingerichteten, curricular gegliederten Texten.“<sup>9</sup>

Auch Martin Nicol spricht in seiner 2009 erschienenen Liturgik „Weg im Geheimnis“ von der Eigensprachlichkeit der Liturgie und erkennt diese im Wechselspiel von Symbol und Ritual.<sup>10</sup> Und auch Nicol ist der Meinung, dass Gottesdienstgestaltende und -feiernde (keineswegs nur im evangelischen Bereich) ihre liebe Mühe mit dieser spezifischen Sprache haben. Anders als unsere üblichen Kommunikationsbemühungen spielt das intellektuelle Verstehen eben *nicht* die dominierende Rolle in dieser gottesdienstlichen Sprache. Immer wieder spricht Nicol auch von „Fremdheit“ und schreibt: „Ich plädiere dafür, dass eine Liturgie mit eigener Sprache auch fremd sein darf. [...] Deshalb kann sie nicht von allen immer und überall und in allen Stücken verstanden werden.“<sup>11</sup>

Mit dem Begriff der „Fremdheit“ nimmt Nicol eine Vokabel auf, die in den vergangenen Jahren kulturwissenschaftlich in Mode gekommen und etwa von Bernhard Waldenfels intensiv bearbeitet worden ist. Fremdes ist dabei nicht einfach als das Noch-nicht-Verstandene zu sehen, sondern als das, was unserem Verstehen bleibend eine Grenze setzt. Da es aber jedem verstehenden Subjekt schwer fällt, diese Grenze zu akzeptieren, sind die Phänomene imperialer Bemächtigung des Fremden weit verbreitet, die letztlich zu seiner Elimination führen würden.<sup>12</sup>

Martin Nicol sieht den evangelischen Gottesdienst genau von dieser „Wut des Verstehens“ (Schleiermacher) bedroht.<sup>13</sup> Die spezifische liturgische Kommunikation, die zwischen Fremdheit und Vertrautheit changiert; drohe zu verflachen, wenn das Fremde seine Rolle als herausforderndes Gegenüber nicht mehr spielen kann. Im evangelischen Be-

---

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> AaO., 192.

<sup>10</sup> Martin Nicol, *Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst*, Göttingen 2009, bes. 43–64.

<sup>11</sup> AaO., 60.

<sup>12</sup> Vgl. z.B. Bernhard Waldenfels, *Der Stachel des Fremden*, sw 868, Frankfurt/M. 1990; ders., *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt/M. 2006.

<sup>13</sup> Vgl. Jochen Hörisch, *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik*, erw. Nachauflage, Frankfurt/M. 1998.

reich scheinen die Weichen seit Langem in diese Richtung gestellt. Das beginnt mit Luthers Überlegungen zum Gottesdienst in der Vorrede der Deutschen Messe, denen ein starkes pädagogisches Moment innewohnt, das setzt sich über die Liturgie der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert hinein fort – und ist in vielen Gottesdiensten gegenwärtig bemerkbar – etwa dort (einigermaßen extrem), wo bereits in der Begrüßung dargelegt wird, was das „Thema“ des heutigen Gottesdienstes sei, über das „wir gemeinsam nachdenken wollen“, wie es dann nicht selten heißt. Freilich: Es gab immer auch Gegenbewegungen – nicht erst bei Martin Nicol, viel deutlicher etwa in der neueren liturgischen Bewegung. Und damit gilt für die evangelische liturgische Landschaft sehr vereinfacht: Irgendwo verorten sich die Theoretiker und Praktiker der Liturgie zwischen den Polen der Fremdheit und der Verstehbarkeit.

Dies hat selbstverständlich Konsequenzen für die Frage einer Perikopenrevision. Vielleicht war es der katholische Praktische Theologe Jörg Seip, der in den vergangenen Jahren und aufgrund rezeptionsästhetischer Einsichten am deutlichsten davon gesprochen hat, dass die „obscuritas“ der Bibel, ihre Dunkelheit und Fremdheit, neben der „perspicuitas“ beachtet, gewürdigt und angesichts unserer Art und Weise der Diskussion neu betont werden müsse.<sup>14</sup> Seip ist davon überzeugt, dass gerade die Fremdheit von Texten reizvoll sein kann, dass gerade sie zu der von Roland Barthes apostrophierten „Lust am Text“ führen kann,<sup>15</sup> ja, dass für Lesende und Hörende gerade dort Sinn gebildet wird, „wo Texte sperrig bleiben, wo der Akt des Lesens stockt“.<sup>16</sup> Wird die Fremdheit bei Seip primär im Blick auf die Rezeption bedacht, so ist es vor allem Manfred Josuttis, der Fremdheit in den vergangenen Jahren immer wieder als eminent *theologische* Kategorie in die praktisch-theologische Diskussion brachte. Im Blick auf die biblischen Texte bedeutet dies für Josuttis: Ihre spezifische Qualität erweise sich nicht darin, dass sie kognitiv so bedeutsam oder emotional so nachvollziehbar seien, sondern dass ihrer Rezeption eine energetische Dimension eignet, die „höher“ sei „als alle Vernunft“ (Phil 4,7).<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Vgl. Jörg Seip, Das Lesen ordnen? Rezeptionsästhetische Anmerkungen zur katholischen Leseordnung, in: Perikopenordnung in der Diskussion, GAGF 18 (2004), H. 2, 26–34, 27f.

<sup>15</sup> Vgl. Roland Barthes, Die Lust am Text/Le plaisir du texte, Neuausgabe, Frankfurt/M. 2006.

<sup>16</sup> Seip, aaO. (Anm. 14), 27.

<sup>17</sup> Vgl. nur Manfred Josuttis, Gottes Wort im kultischen Ritual. Das Verhältnis von Predigt und Ritual in der protestantischen Theologie, in: Erich Garhammer/Heinz-Günther Schöttler (Hg.), Predigt als offenes Kunstwerk. Homiletik und Rezeptionsästhetik,

Es ist evident, dass diese Stimmen, die die Fremdheit betonen, die *obscuritas*, nicht gerade federführend sind und waren bei den verschiedenen Überlegungen zur Perikopenrevision in den vergangenen Jahren. Im Gegenteil stand da die Frage nach der „Verständlichkeit“, der „Verstehbarkeit“ immer wieder ganz oben auf der Tagesordnung, so ganz explizit bei der Revision der Perikopen in den 1970er Jahren, für die als leitendes Ziel ausgegeben wurde: „Verständlichkeit“ „zum mindesten für die gottesdienstliche Gemeinde ohne spezielle Kommentierung“.<sup>18</sup> Genau um diese „Verständlichkeit“ bemühen sich auch die zahlreichen Bände mit „Hinführungen zu den Lesungen“, Präfammina, die in den vergangenen Jahren erschienen und das Ziel haben, Hürden des Verstehens abzubauen und Wege in die biblischen Lesungen zu eröffnen.

Zwischen *Fremdheit* und *Verstehbarkeit* – so beschreibe ich daher ein erstes Spannungsfeld der Diskussion. Ein Spannungsfeld, bei dem man auf beiden Seiten vom Pferd fallen kann. Würde die Dimension der Fremdheit überzogen, so bedeutete dies, dass es letztlich egal wäre, was eigentlich gelesen wird, und dass aus der Lesung ein etwas merkwürdiger „Kult des *verlesenen Wortes*“ gemacht würde.<sup>19</sup> Die Diskussion im gegenwärtigen Judentum um die Frage nach der Praxis hebräischer Tora-Lektionen auch in Gottesdiensten, in denen die allermeisten diese nicht verstehen, scheint an dieser Stelle illustrativ. Soll, so fragen Jüdinnen und Juden im liberalen Spektrum des Judentums, der Gemeinde dieser fremde Text tatsächlich in der fremden Sprache zugemutet werden – auch wenn damit das intellektuelle Verstehen und Nachvollziehen für viele unmöglich wird?

Aber auch auf der anderen Seite, der Seite der Verstehbarkeit, kann man vom Pferd fallen. Die Lesungen würden ausgedünnt. All das, was man möglicherweise für schwierig hält, fiel vermeintlich „notwendige[n] Abschiede[n]“ zum Opfer.<sup>20</sup> Vielleicht der Hohepriester aus dem Hebräerbrief, vielleicht die Aqedat Jizchaq, Gen 22, vielleicht sogar der brennende Dornbusch in der Wüste oder manche der Krankenheilungen

---

München 1998, 168–179; ders., *Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität*, Gütersloh 1996.

<sup>18</sup> Vgl. Wolfgang Schanze, *Perikopenrevision der lutherischen Kirchen*, in: *Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie* 21 (1977), 98–100, 99. – Vgl. allerdings auch die kritischen Überlegungen, die Schanze selbst zu dem Kriterium der Verständlichkeit anstellt.

<sup>19</sup> Karl-Heinrich Bieritz, *Auf dass die Stimme Gottes nicht verstumme ... Perikopenordnungen in postmoderner Zeit*, in: *Perikopenordnung in der Diskussion*, GAGI 18 (2004), H. 2, 4–25, 19.

<sup>20</sup> Vgl. Klaus-Peter Jörns, *Notwendige Abschiede. Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum*, Gütersloh 2006.

Jesu. Aber was bliebe übrig bei dieser Art der Reduktion auf das Verstehbare? Was würde werden aus der Botschaft, die – wie Paulus einmal sagt – den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit ist (1Kor 1,23)?

Hinter der Frage nach Fremdheit und Verstehbarkeit liegt eine Diskussion um den Gottesdienst, die sich auch auf ein anderes Begriffspaar bringen ließe. Ich spreche vom Spannungsfeld zwischen einem doxologischen und einem gemeindepädagogischen Gottesdienstverständnis. Gegenwärtig liegt ein mehr oder weniger stark gemeindepädagogisches Verständnis wohl eher im Trend. Die Gemeinde soll, so liest man dann, durch die Auswahl der Lesungen ein repräsentatives Bild von den wichtigsten Inhalten der Bibel über eine gewisse Zeit hinweg erhalten. Perikopenreihen werden daraufhin überprüft, ob sie Grundtexte, Kerntexte enthalten, die zu wissen und zu kennen nötig sind. Bereits in der Diskussion vor einem halben Jahrhundert sprach man immer wieder von der „eisernen Ration“, die ein Christenmensch wissen müsse.<sup>21</sup> Dass hinter diesen Modellen eine etwas eigentümliche Wunschvorstellung liegt – diejenige nämlich, dass die Menschen so regelmäßig in den Gottesdienst kommen, um diese eiserne Ration auch wirklich ‚abzubekommen‘ und ‚mitzunehmen‘ – sei nur am Rande erwähnt und wurde in den vergangenen Jahren mehrfach als Problem erkannt. Dennoch ist diese eher gemeindepädagogische Linie weit verbreitet. Was brauchen die Menschen, so ist dann zu fragen, die in den Gottesdienst kommen? Und was kann die Kirche ihnen geben? Wenn Perikopenentscheidungen im Kontext dieses Horizonts getroffen werden, dann werden sie sich vor allem an der Frage orientieren: Welche Texte sind gegenwärtig lebensdienlich? Was hilft Menschen in ihren Fragen, in ihrem Suchen, in ihren Zweifeln?

Zu ganz anderen Entscheidungen könnte gelangen, wer den Gottesdienst eher doxologisch versteht. Karl-Heinrich Bieritz nennt die biblischen Worte einmal „Schöpfungsworte“.<sup>22</sup> Worte, durch deren Lesung nicht dieses oder jenes erreicht werden solle, sondern bei denen es schlicht darum gehe, „dass überhaupt gelesen wird – auf dass das *göttliche Wort* niemals verstumme in dieser Welt.“<sup>23</sup> Lesen wäre dann „ein Tun, das sich vor nichts und niemandem zu rechtfertigen braucht, sondern sich – wie das Leben auch – von selbst versteht. Ein Tun, mit dem die Kirche das *Wort* ehrt, dem sie sich selbst verdankt.“<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> Vgl. Schanze, aaO. (Anm. 18), 99.

<sup>22</sup> Vgl. Bieritz, aaO. (Anm. 19), 16f.

<sup>23</sup> AaO., 16.

<sup>24</sup> AaO., 17.

Es wäre auch hier m.E. problematisch, den Gottesdienst *entweder* primär in gemeindepädagogischer *oder* primär in doxologischer Perspektive zu sehen. Beides gehört unweigerlich zusammen, wenn Gottesdienst gefeiert wird und beide Perspektiven könnten zu Übertreibungen in die eine oder andere Richtung führen. Nur scheint es mir unerlässlich, sich die grundsätzliche Frage nach dem eigenen Gottesdienstverständnis immer bewusst zu halten, da sie die Perikopenentscheidungen unweigerlich mitbestimmt.

## 2.2 *Der rezeptionästhetische Aspekt – oder: Plurale Rezeption und lineare Kommunikation*

Wenn das eben Ausgeführte auf die Ebene der Rezeption bezogen wird, so stellt sich die Frage: Was geschieht mit den Gottesdienst Feiernenden im Lesungsteil des Gottesdienstes? Was soll geschehen? Wie soll die Rezeption idealiter verlaufen und wie verläuft sie faktisch?

Der Lesungsteil im Gottesdienst ist, so lässt sich als Ergebnis jüngerer Studien zum Gottesdienst mit Sicherheit sagen, nicht gerade das, was bei Wahrnehmungen zum Gottesdienst eine besondere Rolle spielt. Es geht wohl (leider) niemand in den evangelischen Gottesdienst, weil er dort der gelesenen Bibel begegnet. Und es kommt wohl kaum jemand aus dem evangelischen Gottesdienst heraus und erinnert sich in besonderer Weise an die Lesung der Bibel. Dass dies auch an der Art und Weise liegen könnte, *wie* wir selbst mit der Bibel im Gottesdienst umgehen und wie der Lesungsteil im Gottesdienst gestaltet wird, sei hier nur am Rande bemerkt (vgl. aber unten 3).

Die neue Rezeptionsstudie zum evangelischen Gottesdienstbuch der Liturgischen Konferenz hat zahlreiche Ergebnisse gebracht und unter anderem gezeigt, wie unterschiedlich die Liturginnen und Liturgen in den evangelischen Kirchen denken und handeln. Eine Cluster-Analyse ermittelte fünf sehr verschiedene Gruppen von liturgisch Agierenden.<sup>25</sup> In einer Frage aber waren sich die allermeisten einig: Es ist wichtig, dass ich

---

<sup>25</sup> Die Rezeptionsstudie zum EGb unterscheidet die folgenden fünf Typen:

- (1) Die liturgiedistanzierten PredigerInnen;
- (2) Die gestaltenden Liturginnen (und Prediger);
- (3) Die Lebensweltorientierten;
- (4) Die traditionellen Liturginnen und Prediger;
- (5) Die pragmatischen Liturgiker.

als Pfarrerin/Pfarrer einen thematischen „roten Faden“ für den Gottesdienst entwickle.<sup>26</sup>

Würde Schleiermacher dieses Ergebnis kennen, so hätte er wahrscheinlich seine Freude daran. Denn er plädierte – aus ästhetischen Gründen – für die organische Einheit des Cultus. Schleiermacher sah diese Einheit in besonderer Weise durch die Lesungen gefährdet. Es sei problematisch, wenn in einem Gottesdienst neben dem biblischen Text, der der Predigt zugrunde liegt, noch ganz andere biblische Texte laut würden. Der Gesamtklang, die Stimmigkeit des Gottesdienstes sei dadurch gefährdet.<sup>27</sup>

Aus anderen Gründen war bereits vor Schleiermacher die Einheit des Gottesdienstes gefordert worden: in der Aufklärungsliturgik als die thematisch bestimmte, inhaltliche Konsonanz dessen, was im Gottesdienst geschieht. In dieser Zeit taucht m.W. auch zum ersten Mal der Begriff „Perikopenzwang“ auf. Von den vorgegebenen Perikopen fühlte man sich in dem Streben nach thematischer Einheit behindert.<sup>28</sup>

Eine nochmals andere Perspektive auf die Einheit und den Zusammenklang legte die neuere liturgische Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg. Etwa Hans Asmussen und Wilhelm Stählin wollten liturgisch auf die spezifische Klangfarbe eines Sonntags im Konzert des Kirchenjahres achten. Sie wollten das liturgische Idion des Sonntags bestimmen und herausarbeiten. Die Konsonanz der Texte, die einem Sonn- oder Feiertag zugeordnet werden und die vor allem durch den Wochenspruch zum Ausdruck gebracht wurde, gewann so ein völlig neues liturgisches Gewicht. Maßstab für die Bestimmung der Klangfarbe war dabei das Evangelium, das als „caput et principale“ des Sonntags fungiert.<sup>29</sup>

Roter Faden, thematische Geschlossenheit, liturgische Konsonanz – wer in diesen Bahnen denkt (und es spricht vieles dafür, dass dies gegenwärtig doch ein klarer main-stream unserer Liturginnen und Liturgen

<sup>26</sup> Bei einer Abstufung in fünf Stufen votierten mehr als 40% bei Stufe 5, annähernd 40% bei Stufe 4.

<sup>27</sup> Vgl. Peter C. Bloth, Art. Schriftlesung I. Christentum, in: TRE 30 (1999), 520–558, 542; vgl. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt, hg. v. Jacob Frerichs, Berlin 1850 [Nachdruck Berlin 1983], 136–139.

<sup>28</sup> Vgl. Bloth, aaO. (Anm. 27), 529.

<sup>29</sup> Schanze, aaO. (Anm. 18), 98; vgl. insgesamt Frieder Schulz, Reform mit Weitblick. Perikopenordnungen hier und andernorts, in: Perikopenordnung in der Diskussion, GAGF 18 (2004), H. 2, 35–45, 38.

ist!), wird dafür votieren, dass die Lektionen, die für einen Sonn- oder Feiertag ausgewählt werden, in eine vergleichbare Richtung weisen.

Auch im katholischen Bereich denken viele ähnlich. Und so erklärt sich, dass seit der Einführung der neuen *Ordo Lectionum Missae* (1969) kaum eine Frage so strittig ist wie die nach den Episteln. Im neuen römischen Lesezyklus ist es so, dass die Evangelien in einer Bahnlesung und in drei Lesejahren gelesen werden und die alttestamentliche Lesung in aller Regel in Zuordnung zu der Evangelienlesung gewählt wurde. Die Epistellesungen aber folgen einer eigenen Bahnlesung – mit der Konsequenz, dass Evangelium und AT jeweils zusammenklingen, die Epistel aber nicht. Etwa Ansgar Franz bezeichnet dies als „Konstruktionsfehler im Bauplan des Lektionars“.<sup>30</sup> Viele andere stimmen zu und suchen nach Wegen, um zu *konsonanten Episteln* zu gelangen, Epistellesungen also, die sich harmonischer in den Kontext der weiteren Lesetexte fügen.

Das Paradigma der erwünschten Rezeption, das hinter diesen Versuchen der Schaffung einer möglichst weitgehenden Konsonanz liegt, ist damit weniger die *Begehung eines unterschiedlich konturierten Textraums* als vielmehr das *Verstehen und Erkennen eines Zusammenklangs und Zusammenhangs* verschiedener Texte.

Im evangelischen Bereich wird die Fokussierung auf die liturgische Linie, auf den roten Faden, auf die thematische Konsonanz m.E. dadurch gefördert, dass seit Luthers Zeiten die Lesungen keine allzu große Beachtung finden, sondern eher ein Schattendasein führen gegenüber der übermächtigen Bedeutung der Predigt. Für Luther waren die Lesungen weit weniger bedeutend als das mündliche Wort der Predigt. Das Evangelium, so Luther immer wieder, ist mündliches Wort, laut Geschrei der frohen Botschaft – und als solches müsse es auch gegenwärtig erklingen. In seiner kleinen Schrift zum Gottesdienst „*Von ordnung gottes dienst ynn der gemeinde*“ (1523) ist Luther überzeugt, dass es besser sei, auf die Lesungen zu verzichten, wenn keine Predigt auf sie folgt. Sie seien wie Zungenrede, auf die eine Deutung folgen müsse.

Im Protestantismus kam es in Folge zu einer wahren Predigtbegeisterung, die die Lesungen im Gottesdienst eher marginalisierte – eine Tendenz, die mir bis heute weit verbreitet scheint. Damit wird die Konzentration auf ein durch die Predigt dann nochmals hervorgehobenes „Thema“ des Sonntags verstärkt. Und umgekehrt: Die Möglichkeit, dass

---

<sup>30</sup> Franz, aaO. (Anm. 6), 231.

verschiedene Lesungen einen unter Umständen herausfordernd bunten Textraum schaffen, in dem ganz unterschiedliche Bewegungen des Denkens und Fühlens und ganz unterschiedliche Erfahrungen möglich sind, treten zurück.

Noch bin ich nicht dabei, eigene Schlussfolgerungen zu ziehen. Aber es ist evident, dass die Frage, wo ich mich selbst verorte im Spannungsfeld von pluraler Rezeption vs. linearer Kommunikation (wie sich etwas überzogen sagen ließe) eminente Konsequenzen hat für die Art und Weise einer Perikopenrevision – wie sie auch eminente Konsequenzen für die Frage nach dem Gottesdienst insgesamt hat. Für die Perikopenfrage gilt: Wäre die Konsonanz nicht das entscheidende Kriterium, so wären auch ganz andere Modelle (etwa Modelle verschiedener Bahnlesungen) möglich, wie sie vor allem als Tora-Bahnlesung in den vergangenen Jahren immer wieder erwogen wurden.<sup>11</sup>

### *2.3 Der hermeneutische Aspekt – oder: Der reiche Tisch des Gotteswortes und die unverzichtbare Diät<sup>12</sup>*

Zu den wunderbaren Ergebnissen des Zweiten Vatikanischen Konzils gehört es, dass dort den Kirchen gleich in der ersten Konzilserklärung „Sacrosanctum Concilium“ ganz wunderbare Metaphern geschenkt wurden. SC 51 sagt:

„Auf daß den Gläubigen der Tisch des Gotteswortes reicher bereitet werde, soll die Schatzkammer der Bibel weiter aufgetan werden, so daß innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren die wichtigsten Teile der Heiligen Schrift vorgetragen werden.“

Die Folge dieser Erklärung war die völlige Umgestaltung der bisherigen Leseordnung – ein kühner Akt! Klar ist, dass auch die neue Ordnung nur eine Auswahl bieten kann. Es gilt grundlegend: Selbst wenn der Tisch reicher gedeckt werden soll, kommt keine Ordnung um eine gewisse Beschränkung herum. Die im Gottesdienst gelesene, die perikopierte Bibel ist nicht die ganze Bibel. Wollten wir diese lesen, so bräuchten wir, selbst bei sehr großzügig geschnittenen Perikopen, mehr als 20 Jahre, wenn an jedem Sonn- und Feiertag nur ein Text gelesen würde, mehr als 10 Jahre bei zwei Texten und rund sieben Jahre bei regelmäßig drei Lesetexten. Es geht nicht ohne eine Diät am Tisch des Gotteswortes. Die Frage ist

---

<sup>11</sup> Vgl. nur Johannes Wachowski, *Die Leviten lesen. Untersuchungen zur liturgischen Präsenz des Buches Leviticus in Judentum und Christentum. Erwägungen zu einem Torahjahr der Kirche*, Leipzig 2008.

<sup>12</sup> Vgl. zum Begriff der „Diät“ vor allem Bieritz, aaO. (Anm. 19), 17f.

nur: Wie sieht unser Zuschnitt aus? Und welche Entscheidungen leiten uns, so oder ganz anders auszuwählen und als Speisefolge für die Gemeinde zu servieren?

Es ließe sich gut zeigen, dass für die Geschichte der Perikopenrevisionen in den vergangenen Jahrzehnten etwas Ähnliches gilt wie für die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, die Albrecht Schweitzer vor rund 100 Jahren erzählte:<sup>33</sup> Jede Zeit schreibt ihre eigenen theologischen Vorlieben und Entscheidungen in die Perikopenauswahl ein. So bemerkt Corinna Dahlgrün zu unserem derzeitigen Modell zu Recht, dass darin viel Christologie, viel Paulus, viel Paränese – und demgegenüber wenig Eschatologie, wenig Politik und Soziales, wenig Anstößigkeit enthalten sei.<sup>34</sup> Sieht man sich unser Perikopenbuch an und würde man es als Bibelbuch servieren, so hätten wir ein sehr dünnes Altes Testament, das dann wieder einige auffällige Schwerpunkte aufweisen würde (vor allem bei den großen Propheten, konkret bei Deuterojesaja). Die Bücher der Tora, die Bücher der Weisheit kämen demgegenüber kaum vor (nicht einmal das Buch Hiob fände eine einigermaßen würdige Erwähnung). Andererseits stellt sich – gerade in den von den Episteln geprägten Jahren (also in den Reihen II, IV und VI) – bei nicht wenigen Pfarrerinnen und Pfarrern das (m.E. nicht unberechtigte) Gefühl einer gewissen Redundanz ein. Habe ich das nicht so ähnlich schon vor Kurzem gepredigt?

Wird die bestehende Perikopenordnung der Bibel gerecht? Und den Menschen, die diese Texte als biblische Texte serviert bekommen und denen der Tisch des Gotteswortes bereitet wird? Ich stelle drei Fragen in diesem Spannungsfeld:

(1) *Der sonntägliche Textraum und das Idion der Texte*: Lesetexte und ein Predigttext erklingen an einem spezifischen Sonn- oder Feiertag. Kleine Ausschnitte aus biblischen Zusammenhängen werden in einen völlig neuen Klangraum gestellt – und die Frage kann laut werden: Haben die Texte eigentlich noch eine eigene Stimme? Wird ihr Idion noch hörbar? Oder ist die Rezeption so stark in bestimmte Richtungen gelenkt, dass das Eigene kaum noch vernehmbar ist? Etwa, wenn ein ganzer Sonntag dem Motiv des guten Hirten gewidmet ist (*Misericordias Domini*), wenn

---

<sup>33</sup> Vgl. Albert Schweitzer, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Neudruck, Tübingen 1984 [zuerst 1906].

<sup>34</sup> Vgl. Corinna Dahlgrün, *Dem Zeitgeist widerstehen. Perikopenordnungen und das Ganze der biblischen Botschaft*, in: *Perikopenordnung in der Diskussion*, GAGF 18 (2004), H. 2, 64–69, 65f.

Jes 43 am Taufsonntag, dem 6. So. n. Trinitatis, gelesen wird, wenn es an Kantate bei allen Texten irgendwie um das Singen gehen muss oder wenn Gen 22, die Aqedat Jizchaq, ihren Ort an Judika findet?

Die Lösung für dieses hermeneutische Problem sehen viele in einer continua- oder semi-continua-Lesung. In der Folge mehrerer Sonntage hintereinander werden dann z.B. Genesis-Texte aus dem AT, Texte aus dem Römerbrief als Episteltexte und Texte aus dem Matthäus-Evangelium als Evangelienlesung gelesen. Die Schwierigkeit besteht nur darin, dass diese ideale Linie nur dann gilt, wenn von sehr regelmäßigen Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern ausgegangen wird, die zudem noch intellektuell in der Lage sind, sich an den Kontext zu erinnern, der vor sieben Tagen schon präsent war.

(2) *Das kulturelle Gedächtnis und die kerygmatische Zentralstellung.* Es gibt reichlich Texte, die sich durch Kunst und Literatur in das „kulturelle Gedächtnis“ (Jan Assmann)<sup>35</sup> eingegraben haben. Etwa Jos 2 (Die Kundschafter bei der Dirne Rahab), Jos 6 (Mauern von Jericho), 1Sam 16 (David als Zitherspieler), 1Kön 10 (Die Königin von Saba), Dan 6 (Daniel in der Löwengrube) – allesamt Texte, die es nicht in unser Lektionar und in unsere Ordnung der Predigttexte geschafft haben. Ob wir uns das wirklich leisten können und sollten? Ob eine Perikopenordnung, die an solchen Texten vorbeigeht, nicht eher der zunehmenden Bibelvergessenheit zuarbeitet, die häufig beklagt wird? Ob eine Perikopenordnung wirklich Lust auf die Bibel machen kann, wenn sie an solch eminenten Texten vorübergeht?

Seit der Neuordnung der Lesungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts werden Lektionabilität und Prädikabilität als die beiden entscheidenden Kriterien der Auswahl der Texte genannt.<sup>36</sup> Und auch wenn Roman Roessler meinte, man habe dabei immer wieder zu wenig auf die Prädikabilität geachtet,<sup>37</sup> bin ich doch anderer Meinung. Man hat, so denke ich, zu wenig auf die Lektionabilität geachtet und manchmal viel zu dominant gefragt, inwiefern sich Texte für die Verkündigung eignen und ‚Verkündigungspotential‘ haben. Die Frage danach, welche Texte der Bibel aufgrund ihres dramaturgischen Potentials, ihrer sprachästhetischen

---

<sup>35</sup> Vgl. nur Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2005.

<sup>36</sup> Vgl. bereits Eisenach 1896 und dazu Bloth, aaO. (Anm. 27), 548.

<sup>37</sup> Vgl. Roman Roessler, *Was lange währt ... Anstöße zu einer Revision der Perikopenordnung aus homiletischer Sicht (Predigtstudien)*, in: *Perikopenordnung in der Diskussion*, GAGF 18 (2004), H. 2, 57–63.

Schönheit oder ihrer kulturellen Relevanz als Lesetexte keineswegs ausfallen sollten, wurde m.E. eher zu selten gestellt.

(3) *Der spannungsreiche Dialog der Testamente und die Dominanz der Christusbotschaft:* In besonderer Weise scheinen mir die in diesem Punkt versammelten Fragestellungen dort gewichtig, wo es um die Rolle des Ersten Testaments, des Alten Testaments geht. Die Auswahl der alttestamentlichen Texte auf der Basis des Evangeliums macht es diesem nicht leicht, seine eigene Stimme zu erheben. Dass alttestamentliche Texte daher sehr selektiv ausgewählt wurden und manche biblischen Textbereiche überhaupt nicht vorkommen, erscheint hoch problematisch. Und das nicht aufgrund eines abstrakten Prinzips formaler Gleichwertigkeit der Testamente, sondern vor allem, weil wir uns dadurch dem Reichtum der erzählenden Überlieferung, der Lebensnähe des biblischen Gesetzes, der Lebensdienlichkeit der biblischen Weisheit und der poetischen Schönheit der hebräischen Dichtung in einer Weise verschließen, wie dies für eine Kirche des Wortes m.E. nicht zu verantworten ist. Darüber hinaus aber wird – und das haben die Überlegungen im christlich-jüdischen Kontext der vergangenen Jahre deutlich gezeigt – die „Christusbotschaft“ ja keineswegs ärmer, sondern im Gegenteil reicher und mannigfaltiger, wenn die Vielfalt und Weite des Alten Testaments zur Geltung kommt.

#### *2.4 Der historische und ökumenische Aspekt – oder: Anlehnung und Eigensinn*

Wenn man nach Orientierung in dem schwierigen Feld der Perikopenrevision sucht, so könnte man Halt und Hilfe auch bei objektiven Vorgaben finden wollen. Das Traditionsargument oder das Argument der ökumenischen Anschlussfähigkeit könnte eine Rolle bei der Entscheidung spielen. Beide Optionen aber erweisen sich als prekär.

Im Blick auf die Tradition der Lese- und Predigtperikopen sprach Herwarth von Schade einmal – durchaus ironisch – von dem „karolingisch-lutherisch Eisenacher Alten“<sup>38</sup> und zeigte durch diese Kombination der Begriffe, wie wenig greifbar das „Alte“ tatsächlich ist. Die so genannten ‚altkirchlichen Evangelien und Episteln‘ gehen zwar teilweise immerhin auf das frühe Mittelalter zurück, sind aber insgesamt doch nur in erheblichen Modifikationen, die vor allem, aber nicht nur auf die zahlreichen Rekonstruktionen und Neukonstruktionen des 19. Jahrhunderts zurückgehen, erhalten. Schlagend zeigt sich die Ambivalenz des Traditionsargu-

---

<sup>38</sup> Zitiert bei Bloth, aaO. (Anm. 2), 722.

menten vor allem dort, wo eingeräumt werden muss, dass traditionell zwischen Evangelium und Epistel *kein* Zusammenhang besteht und dieser vielfach erst in den auf Konsonanz bedachten Rekonstruktionen des 20. Jahrhunderts geschaffen wurde.<sup>39</sup> Freilich: wenigstens rudimentär gibt es aber doch eine Tradition, in der wir stehen und an die sich etwa Luther und Melanchthon gebunden fühlten. Es gibt eine Tradition, die vor allem deshalb von Bedeutung ist, weil sich evangelische Kirchenmusik in Kantaten, Motetten und Kirchenliedern auf sie bezogen hat. Diese durch eine völlige Abkehr leichtfertig aufzugeben, müsste – so meine ich – schon ganz hervorragende Gründe für sich haben.

Denn auch das ökumenische Argument, das nun angeführt werden könnte, hat sich seit der radikalen Umgestaltung des Ordo Lectionum Missae in den späten 1960er Jahren faktisch erledigt. Vorher allerdings war dies immer wieder auch evangelischerseits herangezogen worden. So meinte etwa Gottfried Voigt 1962: „So wenig lebt diese lutherische Kirche in ihrer Perikopenordnung von einer *petitio principii*, daß sie sich der für sie schwereren und unbequemerer Episteltex-te nicht entledigt, sondern diese beibehält und sich damit zur ökumenischen Gemeinschaft mit den anderen Kirchen bekennt“.<sup>40</sup> Es waren nicht wir, die die ökumenische Gemeinschaft verlassen haben, und es spricht m.E. gerade in einer Situation, wo die Unzufriedenheit mit dem Ordo Lectionum Missae vielerorts angesprochen wird, nichts dafür, uns diesem Modell anzuschließen. Dass aber umgekehrt eine Wahrnehmung der ökumenischen Gemeinschaft (mit der katholischen Kirche, aber auch mit den reformierten Schwesterkirchen) auch gegenwärtig unabdingbar ist, erscheint evident.<sup>41</sup>

Vier Spannungsfelder waren dies, innerhalb derer sich die Diskussion um eine Perikopenrevision bewegt. Es ist m.E. entscheidend, diese Aspekte jeweils zu reflektieren und dann zu Entscheidungen zu kommen, die sich *innerhalb* der jeweils eröffneten Felder bewegen. Ich stelle in meinem letzten Punkt vor, in welche Richtung diese Entscheidungen m.E. gehen könnten.

---

<sup>39</sup> Vgl. dazu auch Bieritz, aaO. (Anm. 19), 9.

<sup>40</sup> Voigt, aaO. (Anm. 2), 115.

<sup>41</sup> Vgl. besonders den Beitrag von Peter Bukowski im Rahmen der hier dokumentierten Konsultation.

### 3. Die Speisekarte und die Mahlgestaltung – drei Folgerungen und Forderungen

(1) *Die Bibelbegeisterung stärken.* Das leitende Ziel einer gegenwärtig anstehenden Reform bzw. Revision der Leseordnung müsste es m.E. sein, die evangelisch so grundlegende *Begeisterung für die Bibel* zu steigern und zu wecken! Auf keinen Fall sollten evangelische Kirchen zu schnell defensiv werden und resignativ fragen: „Ach, wer liest denn heute die Bibel überhaupt noch?“ Der erstaunliche Boom der Bibelhörbücher in den vergangenen Jahren, der erstaunliche Erfolg eines (m.E. keineswegs besonders gut Bibel lesenden) Ben Becker mit seiner Bibelperformance – Phänomene wie diese zeigen, dass wir uns noch längst nicht auf den Rückzug begeben müssen. Im Gegenteil: Nutzen wir den Schwung der Revisionsdiskussion, um damit auch einen kräftigen Impuls für den Umgang mit der Bibel in den Gemeinden und für die private Bibellektüre, Bibelinszenierung, Bibelbegehung zu geben.

Dazu scheinen mir ganz grundlegend zwei Aspekte unumgänglich: Es geht erstens darum, eine Leseordnung zu finden, die die Lust am Lesen weckt, die den Schatz der Bibel zeigt und den Tisch des Gotteswortes so deckt, dass wir voller Appetit daran sitzen, uns darauf freuen und andere gerne dazu einladen.

Und damit zusammenhängend zweitens: Es wäre sinnlos, eine Revision zu erarbeiten, wenn wir nicht noch deutlicher als schon bislang alles dafür tun würden, den Lesungsteil im Gottesdienst zu stärken. Ansgar Franz meinte: „Es kann [...] nicht nur darum gehen, am ‚Tisch des Gotteswortes‘ einige Speisen gegen andere auszutauschen, sozusagen mit dem Lektionar die ‚Speisekarte‘ zu reformieren, vielmehr muss das Mahl selbst, seine Stimmigkeit, sein Ambiente, zu dem das Servieren der Speisen ebenso gehört wie die Tafelmusik oder die Ausstattung des Festsaals, in den Blick kommen; und genauso wichtig wird es sein, den Mahlhaltenden eine Esskultur und Feierkompetenz zu vermitteln, die – jenseits einer auf Fastfood ausgerichteten Mentalität – Geschmack finden lässt an den Gaben aus der Speisekammer ‚Bibel‘.“<sup>42</sup>

(2) *Die Fülle der Bibel entdecken.* So begeistert zu sein – das wird nicht gelingen, wenn alles beim Alten bleibt! Unser Lektionar und unsere Ordnung der Predigtperikopen haben ihre Probleme. Auf einige habe ich hingewiesen. Es gibt Übergewichte und erstaunliche Leerstellen – vor allem im Bereich des Alten Testaments. Gerade hier muss es darum

---

<sup>42</sup> Franz, aaO. (Anm. 6), 256.

gehen, reicher zu werden und die Fülle zu entdecken. Und dabei, so meine ich, auch vor Texten, die auf den ersten Blick widerständig erscheinen, nicht zurückzuschrecken. So erweisen sich – um nur ein Beispiel zu nennen – Texte aus der Tora, die wir als Gesetzestexte evangelischerseits oftmals allzu schnell abgetan hatten, nicht selten als erstaunlich aktuell und lebensnah. Sie sprechen zu sozialen Fragen, sie reden über das gegenwärtige Leben in all seinen Details und geben Gottes gute Weisung weiter.

Ich meine, es wäre der falsche Weg, jetzt vor allem an die Reduktion zu denken. So sehr die Grundidee eines elementaren Kirchenjahres sympathisch ist und gerade dort, wo nicht mehr sonntäglich Gottesdienst gefeiert wird, unerlässliche Dienste leistet, so meine ich doch, dass es jetzt zunächst darum gehen müsste, den Reichtum und die Vielfalt neu zu erschließen, die Weite und die Größe zu ermessen. Das schiene mir übrigens auch für eine evangelische Kirche auf dem Weg zum großen Reformationsjubiläum 2017 ein würdiger und großer und möglicherweise auch öffentlichkeitswirksamer Schritt.

(3) *Innovation und Beständigkeit im Wechselschritt.* So sehr ich also für Innovationen plädiere, warne ich vor einer völligen Neukonstruktion unseres Lektionars. Der neue katholische Ordo kann m.E. als problematisches Modell betrachtet werden und als gutes Beispiel dafür, welche riesigen Probleme eine grundlegende Rekonstruktion am Schreibtisch mit sich bringt. Wir haben eine Perikopenordnung! Auch wenn ich diese nicht – wie Wilhelm Stählin – als Bekenntnisentscheidung der Kirche bezeichnen würde, so gilt es doch, sie zunächst zu würdigen, sich an ihr zu ärgern und abzuarbeiten. Der Reichtum der kirchenmusikalischen Werke, die sich auf diese Ordnung beziehen, ist ein weiteres, gewichtiges Argument gegen eine völlige Neukonstruktion. Die Prägung von Sonntagen im Kirchenjahr durch die bisherige Ordnung spricht ebenfalls dafür. Wolfgang Schanze meinte – und ich gebe ihm recht: „Gerade in liturgischen Dingen hat das geschichtlich Gewachsene einen gewissen imponderabilen Wert, der nicht durch Konstruktionen ersetzt werden kann, die am Schreibtisch ersonnen sind.“<sup>43</sup>

Das könnte also bedeuten: Bleiben wir bei den weisen Vorgaben – und arbeiten in diesem Kontext innovativ und kreativ weiter, indem wir Texte austauschen, das Alte Testament stärken, kulturell bedeutsame Texte integrieren und uns nicht vor Texten scheuen, die auf den ersten Blick

---

<sup>43</sup> Schanze, aaO. (Anm. 18), 99.

fremd scheinen, aber gerade so Lebens- und Glaubenswirklichkeiten zur Sprache bringen.